

Die Gleichheit.

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen.

Herausgegeben von Emma Ihrer in Velten (Mark).

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post (eingetragen unter No. 2660) vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. Inzeratenpreis die zweispaltige Petitzeile 20 Pf.

Stuttgart
Mittwoch, den 12. Dezember
1894.

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Fr. Clara Zetkin (Ehner), Stuttgart, Rothbühl-Strasse 147, IV. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Zurybach-Strasse 12.

Nachdruck ganzer Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Nothwendige Klärung.

Der Form nach heftig, dem Wesen nach nöthig und klärend sind die Auseinandersetzungen, welche gegenwärtig innerhalb der deutschen Sozialdemokratie stattfinden. Bekanntlich war es Bebel's Kritik an der Haltung und den Beschlüssen des Frankfurter Parteitags, die zu diesen Auseinandersetzungen den Anstoß gab. Den Anstoß und nicht die Ursache. Denn die Ursache liegt in der Thatsache, daß innerhalb der deutschen Sozialdemokratie zwei Strömungen vorhanden sind: eine, welche die alte Taktik aufrecht erhalten will, die aus dem Prinzip des Klassenkampfes heranzwächst, und eine zweite, welche nach einer neuen Taktik verlangt, einer Taktik, für welche in erster Linie nicht das Prinzip maßgebend ist, vielmehr die „Zweckmäßigkeit“, d. h. die Rücksicht auf den Augenblickserfolg. Auf die Kritik dieser zweiten Strömung aber und ihrer kräftigen Aeußerung auf dem letzten Parteitag liefen im Wesentlichen Bebel's bekannte Ausführungen hinaus.

Von dem Augenblicke an, wo innerhalb der deutschen Sozialdemokratie die gekennzeichneten beiden Richtungen vorhanden waren, und wo in Folge gewisser Umstände die Strömung der Zweckmäßigkeitschwärmer an Umfang und Bedeutung gewann, mußte es auch früher oder später zu Auseinandersetzungen kommen, wie die, welche gegenwärtig ihre Wortführer gefunden haben in Bebel einerseits, Vollmar-Grillenberger andererseits. Es mußte zu ihnen kommen, und wir für unseren Theil sagen: je früher, je besser. Vertuschen und vertagen heißt in diesem Falle stets: verschlimmern, keineswegs aber: beseitigen und bessern.

Die Entscheidung über die Frage: alte oder neue Taktik, ist von einschneidender Wichtigkeit für die Einheit und Geschlossenheit der Partei und für ihre Marschlinie in nächster Zukunft. Und angesichts der Bedeutung, welche dem Kern der Auseinandersetzungen inneohnt, scheint es uns, gelinde ausgedrückt, ein sehr müßiges Beginnen, an der Schale derselben herumzumäkeln, ihre Stacheln zu zählen, heftig und höchst persönlich darüber zu streiten: ob Bebel dem Parteitag gegenüber das Recht der Kritik zusteht, ob er die Grenzen dieses Rechts überschritten, ob im gegenwärtigen Augenblick das Anschneiden der Frage geboten war, ob er hier und da im Einzelnen über die Schnur gehauen, zu pessimistisch gesehen und ähnlichen welterschütternden Kleinkram mehr.

Gewiß, die beiden gekennzeichneten Strömungen, eine „gemäßigte“ und eine „radikale“, um die landläufigen Ausdrücke zu gebrauchen, hat es zu jeder Zeit innerhalb der deutschen Sozialdemokratie gegeben. Und an gelegentlichen Scharmützeln zwischen den „orthodoxen Hütern des Prinzips“ und den „praktischen Zweckmäßigkeitsaposteln“ hat es wohl fast nirgends gefehlt. Aber bis jetzt trugen die Vorstöße der letzteren so gut wie ausnahmslos den Charakter vereinzelter Erscheinungen. Sie wurden als ein Antaasten des Lebensnerves der Partei empfunden und aufgefaßt; die Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit, auf den Tagesieg galt nicht als Ausfluß einer staatsmännischen Weisheit, welche die Bewegung fördert, sondern als Mangel an Prinzipienfestigkeit, welcher diese schädigt. Soweit Parteitage sich mit Fragen befaßten, bei welchen es sich um eine Entscheidung zwischen „Zweckmäßigkeit“ und „Prinzip“

handelte, erklärte sich noch stets eine erdrückende Mehrheit gegen die Taktik der „vom gesunden Menschenverstand“ angepriesenen Zweckmäßigkeit. Wir erinnern in der Beziehung an die Beschlüsse des Erfurter Parteitags in Sachen der von Vollmar befürworteten Taktik, an die Haltung der Parteigenossen und die Resolution des Berliner Parteitags in der Frage des Staatssozialismus etc.

Der Parteitag zu Frankfurt a. M. hat sich seinerseits in verschiedenen Punkten, wo bezüglich der Taktik Zweckmäßigkeit gegen Prinzip stand (Budgetabstimmung der bayerischen sozialistischen Landtagsfraktion, Agrarfrage etc.) nicht mit der gleichen Energie und Einheitlichkeit als seine Vorgänger für eine streng prinzipielle Taktik erklärt. Gewiß, in der Agrarfrage ist die letzte Entscheidung noch nicht gefallen, und die von den Bayern geforderte Taktik der freien Hand für jede „Landsmannschaft“, d. h. für Rechnungsträgererei den rückständigsten Volksschichten gegenüber wurde nicht offiziell gebilligt. Aber der Umstand, daß sich für diese Taktik die bedeutende Minorität von 93 Stimmen erklärte, ist ein Anzeichen für den Umfang, den die Strömung der alleinseligmachenden Zweckmäßigkeitstaktik gewonnen hat. Allerdings haben unseres Erachtens bei dem Ausfall der betreffenden Abstimmung weit mehr zufällige und persönliche Momente mitgewirkt, als Genosse Bebel annimmt. Aber der Umstand, daß eben zufällige und persönliche Momente bestimmend sein konnten in einer Frage von solcher Wichtigkeit für die fernere Gestaltung der Parteitaktik, ist sehr charakteristisch und noch weit mehr bedenklich und läßt auf mangelnde Klärung der Auffassung vom Charakter und dem Ziele der Sozialdemokratie innerhalb der eigenen Reihen schließen.

Aber nicht nur als Anzeichen für den Umfang der Strömung, welche allen Schichten der Bevölkerung den Sozialismus mündgerecht machen möchte, forderte der Frankfurter Parteitag besondere Beachtung und besondere Kritik heraus. Er zeigte auch, daß das, was in Erfurt angebahnt, aber offiziell zurückgeschlagen worden war, sich unterdeß, fast unbemerkt, bis zu einem gewissen Grade verwirklicht hatte. Die vereinzelt und gleichsam planlosen Versuche, die Taktik der Bescheidenheit zu verfolgen, die praktische Reformarbeit in den Vordergrund zu stellen, den Augenblicksinteressen und noch mehr den rückständigen Anschauungen der verschiedensten Bevölkerungsschichten Rechnung zu tragen, die Endziele der Sozialdemokratie, um „Niemand zu erschrecken“, theelöffelweise und verdünnt einzugeben, hatten einem systematischen und planmäßigen Vorstoß der Richtung Platz gemacht.

Damit nicht genug. Die Richtung hat in der Person des Genossen Vollmar einen Führer gefunden, der zu den geistig hervorragendsten Vorkämpfern der Bewegung zählt. Die Taktik, die bisher aus den verschiedensten Gründen vereinzelt, schüchtern, verschämt Der oder Jener anstrebte, der sich vielleicht über den Frontwechsel nicht recht klar geworden war, die will Genosse Vollmar klar bewußt einschlagen und konsequent weiterführen. Die Anhänger der Zweckmäßigkeitstaktik haben damit ein Haupt erhalten, wie sie es fähiger und geschickter nicht finden würden.

In der Folge all dieser Umstände liegt aber für die Partei die Nothwendigkeit vor, Stellung zur Frage der Taktik zu nehmen, zu klären und zu entscheiden, auf welcher Marschlinie die Sozialdemokratie in nächster Zukunft ihrem Endziele zustrebt. Ein Nebeneinander der

beiden taktischen Richtungen, die sich gegenüber stehen, giebt es nicht, denn ein solches würde die Einheitlichkeit der Partei und ihren festen Zusammenhang zerstören. Im Namen der „Zweckmäßigkeit“ könnte der eine Sozialdemokrat verleugnen oder mindestens verschweigen, was der andere soeben im Namen des Prinzips erklärte und vice versa.

Aus dem Gefühl dieser Notwendigkeit heraus ist Bebel's Kritik erwachsen, und nicht, wie von bayerischer Seite ganz unzutreffend behauptet ward, aus Bebel's vorgeblichen und wirklichen Charaktereigenschaften. Diese mögen von Einfluß gewesen sein für die Form des Vorstoßes, für die oder jene unwesentliche Einzelheit, aber sicherlich nicht für die Sache selbst.

Wie die Entscheidung der Partei ausfallen wird, darüber herrscht für uns kein Zweifel. Die Sozialdemokratie kann ihre bisherige prinzipielle Taktik nicht preisgeben, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Ein Frontwechsel der Taktik würde mit der Zeit hinauslaufen auf eine Mauferung der Partei zu einer reformlerischen Volkspartei im bürgerlichen Sinne, zu einer Umwandlung der Sozialdemokratie, der Partei des klassenbewußten Proletariats, in eine antikapitalistische Partei von Leuten mit „warmem Herzen für das Glend der Masse und ‚Verständniß‘ für die Schäden der Zeit“. Aber diese Entscheidung wird keinesfalls die von den Gegnern erhoffte Spaltung zeitigen, sondern nichts als eine notwendige Klärung, welche einen um so festeren und unlöslicheren Zusammenschluß der Partei bewirkt. Denn die Sozialdemokratie muß und wird bleiben, was sie bisher gewesen: eine revolutionäre Partei, die Partei des klassenbewußten Proletariats, welche dieses auf dem einzig möglichen Wege dem gelobten Lande seiner Befreiung zuführt.

Arbeiterinnen-Bewegung.

— In der Zeit vom 4. bis 30. November fanden öffentliche Versammlungen statt in: Warmbeck, öffentliche Versammlung der Schneider und Schneiderinnen: „Die Mißstände im Schneidergewerbe“ (Genosse Sabbath); Berlin, öffentliche Versammlung, einberufen vom Bildungsverein für Frauen und Mädchen: „Welche Ursachen riefen die moderne Frauenbewegung hervor?“ (Reichstagsabgeordneter Bebel); öffentliche Versammlung, einberufen von der Frauen-Agitationskommission: „Rechenschaftsbericht“ (Genossinnen Greifenberg und Wengels). Die Kommission hatte im letzten Jahre eine Einnahme von 1300 Mk. 4 Pf. und verausgabte 1296 Mk. 77 Pf. Sie veranstaltete in Berlin 19 öffentliche Versammlungen und vermittelte bezw. organisierte eine Reihe von Agitationstouren in den verschiedensten Gegenden Deutschlands. Der Antrag, mit Rücksicht auf die gerichtliche Entscheidung gegen die Düsseldorfser Frauen-Agitationskommission, statt einer solchen Kommission eine Vertrauensperson zu wählen, ward abgelehnt. Der Beschluß ward damit begründet, daß man ein eventuelles Vorgehen der Behörden abwarten könne, und daß es unmöglich sei, einer einzigen Person die entstehende große Arbeitslast ohne Bezahlung aufzubürden. Die neue Agitationskommission besteht aus den Genossinnen: Fahrenwald, Leuschner, Jhrer, Jung, Frohmann, Gallien, Baader. Öffentliche Versammlung der Falzerinnen: „Die Mißstände, unter denen die Falzerinnen in verschiedenen Werkstätten leiden“ (Genossin Greifenberg); Bernau, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Der Frankfurter Parteitag“ (Genossin Jhrer); Bunzlau, öffentliche Volksversammlung: „Die Nothwendigkeit der Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren“ (Genossin Rohrlack); Döbeln, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die Lage der Frau in der heutigen Gesellschaft“ (Genossin Palm); Dresden, öffentliche Versammlung des Arbeiterinnen-Bildungsvereins: „Die Prostitution und ihre Ursachen“ (Genossin Eichhorn); öffentliche Versammlung aller in der Hutindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Klassenhaß und Sozialismus“ (Genosse Scheunig); öffentliche Versammlung der Arbeiter und Arbeiterinnen des Sattler- und Tapeziergewerbes: „Der Einfluß der Frauenarbeit auf gewerblichem Gebiete“ (Genossin Eichhorn); Eiberfeld, öffentliche Versammlung der Textilarbeiter und Arbeiterinnen: „Der wirtschaftliche Niedergang, seine Ursache und Beseitigung“ (Genosse Balsler); Gablenberg, öffentliche Volksversammlung: „Die Frau und der Sozialismus“ (Genossin Jettin); Grünberg, öffentliche Volksversammlung: „Die Frau und der Sozialismus“ (Genossin Rohrlack); Hannover, öffentliche Versammlung der Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen: „Das Koalitionsrecht der Arbeiter und die reaktionären Bestrebungen der herrschenden Klasse“ (Reichstags-

abgeordneter Meister); Hainau, öffentliche Versammlung für Frauen und Männer: „Die Nothwendigkeit der Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren“ (Genossin Rohrlack); Hohenstein-Ernstthal, öffentliche Volksversammlung: „Welches Interesse hat die Frau am Kampfe gegen den Umsturz?“ (Genossin Palm); Leipzig, öffentliche Versammlung des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen: „Das deutsche Unterstützungswohngesetz“ (Genosse Köhre); Leisnig, öffentliche Volksversammlung: „Die Frau und der Sozialismus“ (Genossin Palm); Liegnitz, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die Nothwendigkeit der Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren“ (Genossin Rohrlack); Mühlheim, öffentliche Volksversammlung: „Die wirtschaftliche Lage der Arbeiterinnen“ (Genossin Opificius); Neuwied, öffentliche Volksversammlung: „Der Frankfurter Parteitag“ (Genossin Löwenberg); Strießen, öffentliche Volksversammlung: „Der Frankfurter Parteitag“ (Genossin Eichhorn); Waldheim, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Das Interesse der Frau am Kampfe gegen den Umsturz“ (Genossin Palm); Wolgast, öffentliche Volksversammlung: „Der Parteitag zu Frankfurt a. M.“ (Genossin Wengels).

— Vereinsversammlungen fanden in der nämlichen Zeit statt in: Berlin, Mitgliederversammlung des Allgemeinen Arbeiter- und Arbeiterinnenvereins: „Die moderne Naturwissenschaft“ (Genosse Dr. Zoel); Mitgliederversammlung des Verbands der in Buchbindereien, der Papier- und Federgalanteriewaaren-Industrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Bericht über die Agitationstour in Schlesien und Posen“ (Genosse Jahn); Mitgliederversammlung des Vereins der Gutarbeiter und Arbeiterinnen: „Konventionelle Lügen“ (Genosse Dr. Pinn); Mitgliederversammlung des Verbands der im Kürschnergewerbe beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Religion und Sittlichkeit“ (Genosse Dr. Zoel). Die Mitgliedschaft beschloß, besondere Lesebände für die weiblichen Mitglieder zu organisieren. Zwei Mitgliederversammlungen des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen: 1) „Der Glaube und die Frauen“ (Herr Waldeck-Manasse), 2) „Moderne Ehen“ (Genosse Hoffmann); Mitgliederversammlung des Verbands der Textilarbeiter und Arbeiterinnen: „Die kapitalistische Sinfult“ (Genosse Hoffmann); Mitgliederversammlung des Vereins der Arbeiter und Arbeiterinnen der Wäsche- und Kravattenbranche: 1) „Rechenschaftsbericht“, 2) „Wie stellen sich die Mitglieder zum Fortbestand des Vereins?“ (Genosse Hergt); die Versammlung beschloß, die Organisation weiter zu halten und mit aller Energie für ihr Gedeihen zu wirken. Mitgliederversammlung des Verbands der Vergolder und Vergolderinnen: „Die Frauen und die Gewerkschaftsorganisation“ (Genosse Hoffmann); Charlottenburg, Mitgliederversammlung des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen: „Die Gegenwart und Zukunft der Arbeiterbewegung“ (Genossin Baader); Friedrichsberg, Generalversammlung des Arbeiterinnenvereins: 1) „Der Werth der Organisation“ (Genossin Reimann), 2) „Thätigkeitsbericht“; Mitgliederversammlung des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen: „Die Frauen und der Kapitalismus“ (Genossin Mesch); Leipzig, Mitgliederversammlung des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen: „Die Frau in der Vergangenheit und Zukunft“ (Genosse Jäger); Stuttgart (Stöckach), Mitgliederversammlung des Sozialdemokratischen Vereins: „Die Bethheiligung der Frau am Kampfe der Arbeiterklasse“ (Genossin Jettin); Uhlenhorst-Hamburg, Mitgliederversammlung des Vereins für Frauen und Mädchen: „Die Prostitution, ihre Ursachen, ihre Folgen und ihre Bekämpfung“ (Genossin Augustin); Beddel-Rothenburgsort, Mitgliederversammlung des Zentralvereins der Frauen und Mädchen Deutschlands: „Die materialistische Weltanschauung“ (Genosse Kimmel); Wandsbeck, Mitgliederversammlung des Verbands der Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen: „Robert Blum und seine Zeit“ (Genossin Köhler); Weissen-see, Mitgliederversammlung des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen: „Die Frau in der heutigen Gesellschaftsordnung“ (Genossin Baader).

— Mylau i. Voigtl. (Sachsen). In Bethätigung des Grundgesetzes „Gleiches Recht bei gleichen Pflichten“ brachten mehrere hiesige Genossen, welche dem Vorstand der Ortskrankenkasse angehören oder Vertreter der Arbeiter bei derselben sind, in der letzten Generalversammlung den Antrag ein, eine Krankenkontrollleurin anzustellen. Obgleich diese Forderung aus der Mitte der Versammlung verschiedentlich bekämpft ward, gelangte er doch schließlich mit großer Majorität zur Annahme. Fast allgemein wurde die Neuerung als recht und billig anerkannt, sowohl mit Rücksicht auf die zu kontrollirenden, zu Pflichtleistungen herangezogenen weiblichen Mitglieder der Krankenkasse, wie mit Rücksicht auf den Grundsatz, den Frauen alle Berufskreise zu erschließen, auf denen sie sich mit Nutzen für die Gesellschaft bethätigen können. Die Kontrollleurin wird mit einem Jahresgehalt von 300 Mark besoldet werden. Unseres Wissens ist dies der erste

Fall in Sachsen, daß eine Frau eine amtliche Anstellung an den Ortskrankenkaßen erhalten hat. Unser Streben geht dahin, auch die Anstellung weiblicher Kräfte an der Kasse durchzusetzen. Allein im Reiche des zopfigen Vorurtheils dem weiblichen Geschlecht gegenüber werden wir leider wohl unseren Wunsch noch nicht so bald verwirklicht sehen.

E. L.

— **Es wird fortgerettet.** Die letzte Mitgliederversammlung des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen in Weissenfee, in welcher Genossin Baader referirte, ward Punkt 10 Uhr aufgelöst, weil der Wirth des Lokals Polizeistunde hat. Wenn jetzt dem preussischen Staat nicht geholfen ist und zwar gründlich!!

— **Einen trefflichen Beschluß** faßte der Arbeiterbildungsverein von Neuwied a. Rh. Er wandelte sich in einen Volksbildungsverein um, dem Frauen beitreten können. Der Verein hat bereits mehrere weibliche Mitglieder aufgenommen. Bravo!

— **Fortschritt bezüglich der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiterinnen.** Die neunte Generalversammlung des Verbandes der Glacehandschuhmacher, welche Anfang November in Halberstadt tagte, beschloß die Aufnahme weiblicher Mitglieder (Hilfsarbeiterinnen) in die Organisation. Das Eintrittsgeld ist auf 25 Pfennig, der wöchentliche Beitrag auf 5 Pfg. festgesetzt. Dafür erhalten die Arbeiterinnen die Hilfe des Verbandes bei Lohnstreitigkeiten und das wöchentlich erscheinende Verbandsorgan „Der Handschuhmacher“. Bei Arbeitseinstellungen und Maßregelungen wird den weiblichen Mitgliedern pro Tag 70 Pfennig Unterstützung zu Theil. Hoffentlich wirken die Handschuhmacher in thatkräftigster Weise dafür, daß dieser Beschluß nicht bloß auf dem Papier bestehen bleibt. Hoffentlich nützen die Arbeiterinnen des Gewerbes die Möglichkeit aus, durch Beitritt zu der Organisation ihrer Berufsgenossen ihre Interessen dem Unternehmertum gegenüber kräftig verteidigen zu können.

Sozialreformatorisches Flickwerk.

F. H. In letzter Zeit entdecken die bürgerlichen Kreise häufiger ihr „Herz“ für die Arbeiterklasse. Bürgerliche Sozialpolitiker aus Neigung oder Beruf hecken Plan auf Plan aus, wie die Besitzenden den „ärmeren Brüdern und Schwestern“ recht handgreiflich durch „wohlthätige“ Einrichtungen beweisen können, daß eitel Wohlwollen mit ihnen im Herzen und hellste Einsicht in ihre traurige Lage im Hirn der oberen Zehntausend wohnt. Gewiß, manches warme Mitgefühl mit der zum Himmel schreienden Noth weiter Volksschichten

und mancher redliche Wille, hier Hilfe zu bringen, sucht sich in den betreffenden Bestrebungen zu bethätigen. Aber im Großen und Ganzen sind dieselben doch nur, „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb“, hervorgerufen durch die Angst vor der Sozialdemokratie, durch den Wunsch, ihr den Wind aus den Segeln zu nehmen. Und im Allgemeinen verfolgen sie in erster Linie nicht den Zweck, das harte, elendreiche Geschick der werktätigen Masse zu erleichtern, sondern sie sind bestimmt, den seufzenden und murrenden Lohnsklaven den Mund zu stopfen, ihnen über das Wesen der heutigen Gesellschaft Sand in die Augen zu streuen, sie abzuhalten vom Kampfe für eine gerechte, vernünftige Neuordnung der Dinge. Deshalb wollen sie der verelendeten Masse helfen, ohne die Vorrechte der kapitalistischen Minderheit anzutasten; Brosamen sind es, die sie von der Reichen Tische den Armen zuwerfen, nicht mehr. Und deshalb auch — so nützlich auch hin und wieder eine solche „Wohlthat“ dem Einzelnen sein mag — sind sie außer Stande, das Massenelend wesentlich zu lindern, geschweige denn es zu beseitigen.

Dies zeigt sich auch bei den bürgerlichen Kurpfuschereien, welche dem Proletariat ein winziges Fehden des Familienlebens zurückgeben sollen, das ihm die kapitalistische Ausbeutung, das ihm die bürgerliche Gesellschaft raubt. Das Verkümmern, die Zerfetzung des proletarischen Familienlebens tritt so kraß in Erscheinung, daß hier und da in der bürgerlichen Welt die Einsicht aufdämmert, es müsse Wandel geschaffen werden. Aber die Ursache der Erscheinung selbst sehen die Mächte-gerne-Reformler nicht oder wollen sie nicht sehen. Daher bleiben ihre Bestrebungen von vornherein zur Wirkungslosigkeit verurtheilt. Und doch sind die Ursachen der Erscheinung mit Händen zu greifen; die kapitalistische Ausbeutung der proletarischen Arbeitskraft überhaupt, ganz besonders aber die rücksichtsloseste Ausnützung der Frau in Fabrik und Werkstoff, sowie bei der Heimarbeit, zeitigen den Verfall des Familienlebens der breiten Masse. Hier muß die Hand ans Werk gelegt werden, wenn man ernstlich Besserung bringen will. Allein statt den einzigen Weg einzuschlagen, der zum Ziele führt, statt darauf hinzuwirken, daß die Proletarier in Gestalt von höherem Lohn und kürzerer Arbeitszeit die Möglichkeit für ein besseres Familienleben erhalten, wähen die bürgerlichen Sozialreformer durch Haushaltungsunterricht und Kochschulen Heilung zu bringen. Ihrer Auffassung nach ist ja die schlechte Wirtschaftsführung der proletarischen Frau schuld daran, wenn das Familienleben des Arbeiters flöten geht. Dieser Auffassung liegt eine ebenso bequeme als kurzfristige Verwechslung von Ursache und Wirkung zu Grunde, gerade aber deshalb verpflichtet ihr das Unternehmertum jubelnd bei.

Weber-Familie.

Von Emil Marriot.

Vor seinem Weggehen hatte der Armenarzt der Familie gesagt, daß das Kind die Nacht nicht überleben würde. Die Mutter hatte die Mittheilung hingenommen wie etwas Alltägliches, wie es ihr in der That auch nichts Neues mehr war, hatte sie doch schon drei Kinder an derselben Krankheit, der Schwindtsucht, wegsterben sehen. Dem Manne, der, die Hände in den Haaren vergraben, am Tische geseßen, und den beiden älteren Kindern, blassen, kraftlosen Buben im Alter von zehn und zwölf Jahren, die unschlüssig und einigermaßen erschrocken in der engen Stube hin- und hergetrippelt waren, hatte die Frau gesagt: „Legt Euch nur nieder. Helfen könnt Ihr ja doch nicht, und morgen müht Ihr wieder an die Arbeit gehen. Ihr habt den Schlaf nöthig.“ Der Mann hatte darauf erwidert: „Wecke mich auf, wenn . . .“ und hatte, ohne den Satz zu vollenden, eine Handbewegung nach dem kranken Kinde hin gemacht. „Ja, ja“, hatte sie sich zu sagen beeilt. „Jetzt geh' schlafen.“ Mit schweren Schritten war der Mann zum Bette hingegangen und hatte sich in den Kleibern auf das Lager fallen lassen. Die beiden Knaben schliefen in der Küche, in Einem Bette. Sie lagen dicht aneinander gerückt und hatten die Federbede bis über die Ohren gezogen . . . es war ihnen immer kalt. Der Vater war ebenfalls eingeschlafen. Einsam wachte die Mutter bei ihrem sterbenden Kinde.

Draußen war es still. Mitternacht hatte es geschlagen, und in dem armseligen Vororte Wiens, in welchem die Familie wohnte, ging es um diese Stunde, zumal mitten in der Woche, wo die schwere Tagesarbeit den Schlaf der Nacht gebieterisch fordert, ungewein ruhig her. Auch in der engen Stube herrschte Stille — im Vergleich zum Tage. Der Webstuhl, der Ernährer der Fa-

milie, ruhte aus bis zum Morgen, und die Frau schaute ihn von Zeit zu Zeit von der Seite an, als wenn sie fürchtete, er möchte sich von selber in Bewegung setzen und ihr Kind aufs Neue quälen durch sein eintöniges und lautes Geräusch. . . . Wie oft hat das arme Ding sich die Ohren zugehalten und gemurmelt: „Mutter, dieser Lärm thut mir so weh!“ Dann hatte der Vater wohl auf ein paar Augenblicke innegehalten in der Arbeit und nach dem Kinde hingesehen. . . . Dann aber hatte er die Achseln gezuckt und mit merklich zitternden Händen weitergearbeitet.

Die Frau legte die Hand vor die Augen. Ja, wenn es möglich gewesen wäre! Sie hatte oft darüber nachgedacht und auch mit ihrem Mann davon gesprochen: „Wenn Du in die Fabrik arbeiten gingest, so lange wir das Kind noch haben, das wäre doch besser für uns alle.“ Darauf hatte er so ruhig, wie man eben von unabänderlichen Dingen spricht, entgegnet: „Der Weg zur Fabrik ist weit. Mit dem Hin- und Hergehen verliere ich täglich zwei Stunden. Auch arbeiten sie dort täglich höchstens zwölf Stunden lang, an Montagen und Samstagen noch weniger, während ich zu Hause vom frühen Morgen bis in die Nacht thätig sein kann. Dort verwenden sie auf die Mahlzeiten zwei volle Stunden — hier bin ich in einer halben Stunde mit allem Essen fertig; also eine neue Zeitersparnis. In der Fabrik benöthige ich ein Kind als Hilfsarbeiter, dem ich einen Theil des Lohnes ausbezahlen muß. Meine Buben sind noch zu jung, um dort arbeiten zu dürfen, ich kann sie folglich nicht mitnehmen, um mir von ihnen helfen zu lassen. Dabeim darf ich's thun. Wenn sie aus der Schule kommen, greifen sie schon wacker zu bei der Arbeit. Und auch Du kannst mithelfen, wenn Du gerade nichts Anderes zu thun hast. . . . Das wäre ebenfalls nicht möglich, wenn wir den Stuhl nicht im Hause hätten. Rechne also Alles zusammen: in der Fabrik würde ich nicht mehr als fünf oder sechs Gulden

Und so gehen denn die Apostel der Wohlfahrts-Einrichtungen an die Rettung des proletarischen Familienlebens vermittelt von Haushaltungsunterricht.

Wann dieser alleinseigmachende Unterricht erteilt werden soll, darüber gehen die Meinungen auseinander. Die Einen möchten ihn mit dem Schulunterricht verquicken sehen, die Anderen sind der Ansicht, daß die Volksschule nur „sittlich-religiöse“ Bildung zu geben habe, und daß die Unterweisung im Kochen und in der Wirtschaftsführung erst in dem nachschulspflichtigen Alter erfolgen müsse.

Dieser Ansicht ist auch Herr Rektor Ommerborn aus Charlottenburg, der in einem kürzlich zum Abdruck gelangten Aufsatz* sich gegen den Haushaltungsunterricht in der Volksschule ausspricht. Die Vorbeeren des Egl. Professors Dr. Kuno Frankenstein, der vor kurzem in der Harden'schen „Zukunft“ über dasselbe Thema schrieb, ließen den Herrn Rektor offenbar nicht ruhen. Angefeuert durch den Schlachtruf des Pastors v. Borgstedt: „Auf, deutscher Schulmeister, zerschmettere die Sozialdemokratie“, unternimmt er es mit wenig Geschick und desto größerem Eifer durch die Entwicklung seiner Ansicht, sein Theil zur Vernichtung der Sozialdemokratie beizutragen. Welch tiefes Verständniß Herr Ommerborn für unsere wirtschaftlichen Zustände hat, geht aus folgendem Satz hervor: „Ein gut Theil des Glends, unter dem Hunderttausende vermögensloser Familien leiden, rührt von der Unfähigkeit der Frauen zu selbständiger Führung ihres Haushaltes her, so heißt es in der Schrift von Kolle u. Comp. Dieser Satz ist unbedingt richtig und wird von Niemanden, der ein Herz für die Noth der ärmeren Bevölkerung hat, angefochten werden.“ Die Besitzlosen wissen nun, welches die Ursache ihrer Armuth und ihres zerstörten Familienglücks ist. Die Unfähigkeit ihrer Frauen, gut zu kochen und musterhaft zu wirtschaften, ist an allem sozialen Glend schuld. Da steht es wieder einmal schwarz auf weiß, steht es wie bitterer Hohn auf die Thatsache, daß die proletarischen Frauen dem Erwerb nachgehen müssen, weil die kapitalistische Produktionsweise den Lohn des Mannes so herunterdrückt, daß er für den Unterhalt der Familie nicht ausreicht; steht es wie bitterer, blutiger Hohn auf die Thatsache, daß der Unternehmer überall, wo er es thun kann, die billige Frauenarbeit der theureren Männerarbeit vorzieht. Dem Herrn Rektor ist diese Thatsache keineswegs unbekannt, denn er selbst bemerkt weiterhin: „Leider wird die Gattin und Mutter weiter Volks-

* „Der Haushaltungsunterricht in der Volksschule“, Heft 7 und 8 des „Arbeiterwohl“, Organ des Verbands katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde (??).

wöchentlich verdienen, im Hause erwerben wir nicht selten das Doppelte. . . . Wenn wir nicht verhungern wollen, müssen wir es bei der hergebrachten Eintheilung belassen. Das Kind kann sich noch Gott weiß wie lange herumziehen, und wir können keinen Kreuzer entbehren. Es thut mir ja selbst weh, den Buben jammern zu hören. . . . aber ich vermag's nicht zu ändern, und deshalb sprich mir nicht mehr davon.“ — Sie hatte auch nicht mehr davon gesprochen.

Jetzt aber in der Nacht, wo das Leben ihres Kindes enden sollte, dachte sie daran. Laut- und tränenlos verrichtete sie all die kleinen letzten Liebesdienste, welche die Wartung eines Sterbenden erheischt, brachte das Kind in eine halb sitzende Lage, damit es leichter athmen könnte, trocknete den Schweiß von seiner Stirne, löste ihm von Zeit zu Zeit ein paar Tropfen Wasser ein. Still stand der Webstuhl — aber im Körper dieses armen kleinen Wesens ging ein Nöcheln und Brausen vor sich, als ob alle Maschinen, an denen Vater und Verwandte ihre Kraft zu Schanden gearbeitet hatten, hineingetrochen wären und dort arbeiteten. . . . es schien, als ob dieser zerstörte, schon vor der Geburt zerstörte Organismus zum letztenmal laut verkünden wollte: Die Ueberanstrengung, die Noth und Sorgen meiner Vorfahren. . . die sind's, woran ich sterbe. „Wenn's nur schon vorüber wäre!“ dachte die Frau, setzte sich wieder hin und schaute über das Kind hinweg in die leere Luft.

Man war mitten in der schlimmen Jahreszeit, im eiskalten Januar, einem bösen Monat für die Weber. Die Winterwaare ist fertig, für den Sommer giebt es nicht viel vorzuarbeiten, viele Stühle feiern und mancher Webergefelle geht brotlos einher. In der guten Jahreszeit hatte die Familie auch Gehilfen im Hause gehabt, welche dem Hauswesen eine nicht zu verachtende Einnahme zuführten. Die Gehilfen mußten für die Benützung des Wohn-

raumes aus ihrer Hauswirtschaft herausgerissen, um in den Dienst der Maschine eingestellt zu werden. Leider schwindet dadurch der Sinn für ein trautes Familienheim immer mehr dahin, den Mann treibt es aus seinen öden, kalten vier Pfählen ins Wirthshaus, die Kinder verwildern, der Haushalt geht zu Grunde, die Bande des christlichen Familienlebens lösen sich immer mehr.“ „Gut gebrüllt, Löwe“, so gut, daß die Logik verblüfft, kraft deren der Herr Rektor die schlechte Wirtschaftsführung vieler Frauen für das soziale Glend verantwortlich macht und dem Haushaltungsunterricht eine wesentliche Bedeutung für dessen Milderung beimißt.

Nach Herrn Ommerborn's Ansicht sollen die proletarischen Mädchen nicht schon während ihrer Schulzeit diesen Unterricht erhalten. Die Volksschule, wie sie seinem Ideal entspricht, hat nur die Aufgabe, die Kinder zu einstmaligen geduldigen, vertrauensfertigen Stützen von Thron, Altar und Geldsack heranzudrillen. Die Zeit nach der Schulentlassung scheint ihm deshalb als die geeignetste für die praktische Ausbildung in der Wirtschaftsführung. Nun sind allerdings die meisten Familien des werththätigen Volks so arm, daß das heute aus der Schule entlassene, halbwüchsiges Mädchen schon morgen zur Erwerbsarbeit muß. Ja, in Hunderttausenden von Fällen muß das Töchterchen der Proletarierfamilie bereits vor seinem Austritt aus der Schule ein paar Groschen zu verdienen suchen. Wie soll die junge Proletarierin, welche durch die Noth an die Jenny-Mill oder die Nähmaschine gefesselt ist, die Zeit finden, kochen und wirtschaften zu lernen.

Herr Ommerborn weiß sich Rath. Er säufelt beweglich einen „Appell des Christenthums an den Edelmuth der Arbeitgeber“, damit diese ihren ledigen Arbeiterinnen Haushaltungsunterricht erteilen lassen. Man höre und staune! Einen Appell an den „Edelmuth“ der Arbeitgeber, die sich doch mit Klauen und Zähnen dagegen wehrten, daß die Altersgrenze für die Fabrikarbeit der Kinder auf 13 Jahre festgesetzt ward; daß die Arbeitszeit der unter 14jährigen Kinder „nur“ 6 Stunden täglich betragen soll; daß der Arbeitstag junger Leute von 14—16 Jahren 10 Stunden nicht überschreiten darf! Einen Appell an den „Edelmuth“ der Arbeitgeber, welche den ihnen vom Gesetz aufgewungenen Schutz der Arbeit — so dürftig und unzureichend er auch ist — jederzeit mit ebenso großer Unerfrorenheit als Kniffligkeit umgehen! „Paule, Du rafest!“ pardon, Herr Rektor Ommerborn, Sie kennen wohl Ihre Pappenheimer nicht, daß Sie „Edelmuth“ und „Arbeitgeber“ zusammenreimen, d. h. Wasser und Feuer, d. h. Pflanzenernährung und Wolf. Der „Edelmuth“ des Arbeitgebers macht vor seinem Streben nach Profit ehrerbietig Halt. Und dieses Profit-

raumes einen Miethsbeitrag entrichten und auch für das Spülen, welches die Frau und die Buben besorgten, eine Kleinigkeit zahlen. Diese Zubuße hatte mit dem Eintritt der schlimmen Jahreszeit aufgehört. Die Nachfrage nach Arbeit hatte sich verringert, die Gehilfen waren fortgezogen. . . . Was die nun treiben, wovon die nun leben mochten? Die Frau heftete den Blick auf die Fenster-scheibe, deren schadhafte Stellen mit Papierstreifen überklebt waren. Zum Glück schneite es seit ein paar Tagen; vielleicht daß die armen Leute sich als Schneeschaufler verdingen konnten. Wenn nur nicht immer so Viele erwerbslos, wenn nur nicht immer weit mehr Hände als Arbeit da wären! Auch sind die Weber gewöhnlich nicht kräftig; die lange Arbeitszeit, die schlechte Kost, die Luft in der Fabrik oder in einer Werkstätte, wie diese hier. . . wovon sollten sie denn Kräfte sammeln! Und trotz aller Entbehrungen, trotz allen Fleißes nichts Besseres als langames Verhungern. Das war das Traurigste an der Sache.

Das vor der Zeit gealterte, zergrämte Gesicht der Frau nahm einen grübelnden und gespannten Ausdruck an. Wenn ihr nur Jemand sagen möchte, wie man weniger ausgeben könnte, ohne Hungers zu sterben. Es war doch Alles erschreckend theuer. . . . Da heißt es zwar immer: Das Korn habe fast keinen Preis mehr. . . . Und wenn das Korn zu Mehl, das Mehl zu Brot geworden, dann ist es doch wieder theuer, und der Arme muß es zu theuerem Preise erstehen. Auch von anderen Dingen hört man: Es gebe große Markthallen, Konsumvereine geheißten, wo man Alles wohlfeiler als anderswo zu kaufen früge. Die Frau hatte sich darüber des Näheren erkundigt. Man müsse, hatte sie vernommen, um dort Einkäufe besorgen zu dürfen, vorerst Mitglied werden, Aufnahms- und später Wochenbeiträge leisten. Auch seien die Preise durchaus nicht so niedrig. Endlich aber, wie soll sie sich loskaufen vom Greißler, von welchem sie jahrein jahraus

streben verlangt, daß die proletarische Arbeitskraft so lange als möglich im Dienst der Mehrwerthelterei ausgenutzt wird; mit diesem Profitstreben ist es unvereinbar, daß die junge Arbeiterin ohne Lohnabzug wöchentlich 2-3 Stunden freie Zeit erhält, damit sie die Wirthschaftsführung lernt. So bleiben ihr für den betreffenden Unterricht nur die Abendstunden — vorausgesetzt, daß sie nicht Ueberzeit schaffen muß! — und die Sonntage. Daß die Arbeiterin während dieser „kurzen Sklavenrast“ die Hände nicht müßig in den Schooß legen kann, daß sie waschen, ausbessern, nähen, im elterlichen oder fremden Haushalte hier und da zugreifen muß, das geht natürlich den edelmüthigen Arbeitgeber nichts an. Auch nicht, daß das junge, in der Entwicklung begriffene Mädchen, das von früh bis Abends, tagaus, tagein oft recht schwer und unter ungesundungen Bedingungen schuftet und schanz, das Bedürfnis empfindet nach etlichen Stunden vollkommener Ruhe, nach Zerstreuung, Erheiterung, Erholung. Die ledige Arbeiterin ist doch sozusagen auch ein Mensch und keine bloße Arbeitsmaschine. Wenn nur wenige junge Arbeiterinnen die Gelegenheit ausnützen, Abends oder Sonntags kochen zu lernen, so braucht das wahrlich nicht Wunder zu nehmen.

Und welcher Art ist diese Gelegenheit? In Charlottenburg, Hannover, Frankfurt a. M., Bochum, Aachen und anderen Orten bestehen besondere Haushaltungsschulen. Anderwärts wieder erklären sich bürgerliche Frauen bereit, in ihrem Hause jungen Mädchen praktische Anleitung im Kochen und Wirthschaften zu geben. So berichtet Professor Frankenstein, daß sich in Krefeld 25 wohlhabende Familien bereit erklärt haben, „ein Vierteljahr lang des Sonntags von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags je ein Fabrikmädchen bei sich aufzunehmen und in den häuslichen Arbeiten wie im Kochen zu unterrichten“. Der Herr Professor hält „bei einer Unterweisung der Mädchen in einem herrschaftlichen Hause große Vorsicht für geboten.“ Die Gefahr liegt nahe, daß die „Schülerinnen“ nur Speisen bereiten lernen, die auf den Tisch der „besseren Leute“ kommen, daß sie für Herstellung einfacher, billiger Gerichte keine Erfahrung und Uebung gewinnen, daß sie sich an das Wirthschaften aus dem Vollen, ohne Rücksicht auf Ersparniß und Einschränkung gewöhnen. Andererseits meint er aber, daß der Verkehr der Arbeiterinnen mit den „Herrschaften“ gute Folgen zeitige. Er zerstöre die falsche Vorstellung von einem trägen, üppigen Wohlleben der „besseren Stände“, gewöhne die Mädchen an bessere Umgangsformen und „stärkte ihr sittliches Gefühl und Selbstbewußtsein.“

Wir können nicht umhin — abgesehen von der Verfeinerung der Umgangsformen — hinter diese erwarteten Folgen des Haushaltungs-

unterrichts in Familien die allergrößten Fragezeichen zu setzen. In neunzig von hundert „herrschaftlichen Häusern“ wird die Fabriklerin gesehen, daß das Wohlleben ebenso groß, als die Arbeitsleistung der Familie klein ist, daß insbesondere die Dame des Hauses ihre Wirthschaft mit Hilfe der „perfekten Köchin“, des Stubenmädchens, Kindermädchens etc. führen läßt. Wir haben nichts dagegen, wenn ihr dadurch der Gegensatz zwischen Arm und Reich recht anschaulich, sozusagen durch Illustrationen zum Bewußtsein geführt wird. Den Herren Wohlthätigkeitsaposteln aber dürfte das wohl weniger lieb sein, denn sie wollen ja gerade die gesellschaftlichen Gegensätze zwischen den Klassen verkleinern. Was die junge Arbeiterin durch den Verkehr mit den oberen Zehntausend an Sittlichkeit gewinnen soll, will uns nicht einleuchten, es sei denn, daß man die Form mit dem Inhalt und steife Konvenienz mit Sittlichkeit gleichstellt. Zeitungsannoncen, Ballets, Tingeltangel, Animirtheipen, Kassendiebstähle, betrügerische Bankerotts und Skandalprozesse aller Art beweisen ja tagtäglich, daß die „Sittlichkeit“ der „besseren Stände“ ungefähr auf der gleichen Höhe steht, wie der „Ebelmuth der Arbeitgeber“. Und daß sich die „Herrschaften“ weit weniger angelegen sein lassen, das Selbstgefühl des jungen Mädchens zu kräftigen, als es zur Demuth und Unterwürfigkeit, zum geduldigen Weitererschleppen des kapitalistischen Jochs zu gewöhnen, das versteht sich am Mande für Jeden, der da weiß, was und wie der durchschnittliche Geldsackspöbel von der werththätigen Masse denkt. Die Arbeiterin, welche in einem „guten Hause“ das Kochen und Wirthschaften erlernen will, muß außerdem noch mit Einem rechnen: in den meisten Fällen muß sie durch respectable Arbeitsleistungen die Ehre bezahlen, in einer bürgerlichen Familie ein- und ausgehen zu dürfen. Die vielbelobte „praktische“, „gute“ deutsche Hausfrau wird in ihr weit öfter die unentgeltlich auszunützende Arbeitskraft sehen, als die Lernende, sie verwandelt die Schülerin in ein „Mädchen für Alles“, das ihr Sonntags umsonst zur Verfügung steht. Deshalb sagen auch wir, daß bei dem Erlernen der Wirthschaftsführung in einem bürgerlichen Hause und auf dem „Gnadenwege“ „große Vorsicht geboten ist“.

Nehmen wir aber sogar an, daß die junge Arbeiterin durch die beste Gelegenheit die beste Wirthschaftsführung erlernt, was ist dadurch für die Wiederherstellung und Sicherung des Familienlebens der Arbeiterklasse gewonnen? Was nützt es der proletarischen Frau, wenn sie vorzüglich, wie die perfekte Köchin einer geheimen Kommerzienrätin kocht, sobald das Feuer des Herdes erloschen bleibt, weil es an Kohlen mangelt, sobald es nichts in Töpfen und Tiegeln zu brodeln giebt, weil kein Geld im Hause ist, und der Kredit bei Krämer und Fleischer ein Ende genommen hat? Wie wenig kommt

Waare auf Borg bezogen? Dem sie jetzt neuerdings eine für ihre Verhältnisse schier unerschwingliche Summe, die sie ihm bei Entziehung ihrer Kundschaft sofort baar hätte auszahlen müssen, schuldig waren? Sie hatte schon über Alles nachgedacht, am Tage und in schlaflosen Nächten. Und immer war dasselbe dabei herausgekommen: Elend, Elend das ganze Leben lang.

Daß ihr doch wenigstens nicht die Kinder der Reihe nach wegstürben! In ihren ersten Lebensjahren kosteten sie viel, und wenn man sie bald zur Arbeit anhalten und Nutzen aus ihnen ziehen könnte, sterben sie. Sie wären alle zu retten gewesen — alle. Eine gesunde Wohnung, Luft, Licht und genügende Kost — und sie würden noch heute um die Mutter herumspringen, lachend, vergnügt und mit rothen Wangen. Das wußte die Frau. An milden Tagen hatte sie die kranken Kinder oft vor das Haus Thor gesetzt, damit sie eine bessere Luft einathmen könnten . . . die von Dünsten aller Art durchschwängerte Luft in einem Vororte Wiens. Zum Spazierengehen mit den Kindern hatte Niemand Zeit gehabt; die kleineren Geschwister waren noch zu jung und zu dumm, als daß man ihnen die Ueberwachung kranker Kinder hätte anvertrauen mögen, und die älteren mußten bei der Arbeit mithelfen. So waren denn die Kinder vor dem Thore geseßen, bis sie so schwach geworden waren, daß ihnen selbst das Sitzen eine zu große Anstrengung verursachte. . . . Man hatte sie dann in der Stube gelassen, in der Stube, welche Schlaf-, Eß- und Werkstätte war, wo die herumschwirrenden Fäden sie zum Husten reizten und der Lärm des Webstuhles sie aus dem Schlafe aufschreckte, und da waren sie gestorben; drei im Verlaufe von zwei Jahren, und jetzt folgte das vierte nach.

Die Frau fühlte etwas Aegendes und Heißes über ihre Wangen rieseln. Thränen waren es, die unaufhaltsam aus ihren Augen drangen. Nicht darüber, daß das Kind starb, weinte sie.

Mein Gott, was verlor der arme Wurm? Und was verloren sie an dem Kinde? Wenn es auch etwa vom zehnten Jahre an Geld zu verdienen anfängt, verbraucht es doch noch manches Jahr weit mehr, als es erwerben kann; und wenn es endlich mehr erwirbt, als es verbraucht, dann kehrt es gewöhnlich dem Elternhause den Rücken, um anderswo ein besseres Loos zu suchen. Was die Frau quälte, das war der Gedanke an den Mangel an Nahrung, unter welchen das heißhungerige Kind so viel ausgestanden hatte. Wie begierig hatte es oft nach Speise verlangt, nach etwas Anderem, Besserem, als dem ewigen Brote und den ewigen Erdäpfeln . . . und wie oft waren selbst Brot und Erdäpfel zu schmal bemessen gewesen. Wenn die Mutter nur diese Erinnerung dem Kinde mitgeben könnte ins Grab!

Es athmete jetzt schwach, schwach. Seine Mutter beugte sich zu ihm nieder: „Paul, willst Du etwas?“ Es gab keine Antwort. „Kennst Du mich, Paul?“ Die gleiche Stille. Dann riß es die Augen weit auf, schauderte sich und streckte sich. . . . Die Frau machte eine Bewegung. Sollte sie den Vater weden? Er schlief so gut, und am Morgen wartete die schwere Arbeit auf ihn. Sie hatte nicht das Herz, seinen Schlaf zu stören.

Um acht Uhr in der Früh trat der Arzt in die Stube. Ueber das Gesicht des Kindes war ein weißes Tuch gebreitet; es lag ganz still da. Der Webstuhl klapperte wie jeden Tag.

„Wann ist es gestorben?“ fragte der Arzt.

„Um drei Uhr Morgens“, antwortete die Frau. „Wir wollen es in der Küche aufbahnen. . . .“

Der Mann sah nicht auf von seiner Arbeit.

„Hätte ich ihm doch wenigstens täglich ein paar Eier kochen können“, sprach die Frau und schaute auf das verhüllte Gesichtchen. „Die Eier hat er gar so gern geessen. . . .“ Sie wandte sich ab und fuhr mit der Hand über die Augen.

dem Haushalte, kommt dem Mann und Kindern von der Gewohnheit einer musterhaften Wirtschaftsführung zu gute, wenn die Frau von früh bis Abends, elf Stunden lang und oft noch länger, in Fabrik und Werkstatt thätig ist, abgerackert an Körper und Geist in den Familienkreis zurückkehrt, wo ihrer noch Arbeiten über Arbeiten warten!

Ehe sie sich fragen wie sie lochen, müssen Millionen von Frauen sich heutigen Tags abmühen, damit die Familie überhaupt etwas zu brocken und zu beißen hat. Ehe diese Millionen daran denken können, ihr Heim behaglich in Stand zu halten, müssen sie durch schwere Erwerbsarbeit ihr Theil dazu beitragen, daß die Familie überhaupt ein Dach über sich hat und nicht bei Mutter Grün nächtigen muß. Angesichts dieser Thatsache erweist sich aller Haushaltungsunterricht in der Schule, in besonderen Anstalten oder in Familien als ohnmächtig, den Verfall des proletarischen Familienlebens aufzuhalten. Auch der für solchen Unterricht schwärmende Herr Dimmerborn scheint eine Ahnung von dieser Lage aber und in umfassender Weise der Forderung, die Fabrikarbeit verheiratheten Frauen gesetzlich zu verbieten — eine Forderung, welche die Sozialdemokratie nicht erhebt und nicht erheben kann — verlangt er also neben dem Hausmittelchen des Kochunterrichts Reformen, für welche das Klassenbewußte Proletariat seit Langem kämpft. Erwartet er auch für ihre Verwirklichung etwas vom „Edelmuth“ der Arbeitgeber?

Die Arbeiterklasse theilt seine etwaigen diesbezüglichen Illusionen keineswegs. Sie weiß, daß sie sich bessere Löhne in hartem Kampfe durch die Macht der gewerkschaftlichen Organisation erringen muß. Sie ist sich bewußt, daß sie den ausgiebigen gesetzlichen Schutz aller Arbeit, in erster Linie aber und in umfassender Weise der weiblichen Arbeitskräfte, nur in dem Maße den gesetzgebenden Gewalten abtrotzt, als das Proletariat seinerseits zur politischen Macht, zur gesetzgebenden Gewalt wird. Die Arbeiterklasse ist durch ihre Erfahrungen — bittere, theuer bezahlte Erfahrungen — gewarnt worden. Sie ist überzeugt, daß ihr der „Edelmuth“ von oben nichts, aber auch gar nichts bringt, sie ist überzeugt, daß ihr der Druck von unten nach und nach zu Allem verhilft, woran sie jetzt Mangel leidet: zu Brot, Bildung und Freiheit, zu Menschenwürde und Familienglück.

„Wäre doch gestorben“, murmelte der Mann. „Bei uns kommen nur die kräftigen Kinder auf — nur die, welche, wie man sagt, nicht zum Umbringen sind.“

„Das ist schon wahr, aber er hätte doch jeden Tag seine Freude gehabt.“

„Dazu kommen unsere Kinder nicht auf die Welt. Das Freudehaben ist nichts für die Kinder eines so armen Teufels wie ich bin“, entgegnete der Mann mit rauher Stimme.

Der Arzt, welcher mittlerweile das Kind besichtigt hatte, räusperte sich und schrieb ein paar Worte auf ein Blättchen Papier.

„Das geben Sie dem Todtenbeschauer“, sagte er zur Frau und händigte ihr das Blättchen ein. Sie nickte stumm. Auf diesem Fetzen Papier stand die Krankheit geschrieben, welcher ihr Kind erlegen war; lesen konnte sie es nicht, denn es war ein schwerer lateinischer Name. Hätte man auf Deutsch sagen wollen, woran das Kind gestorben, würde man einfach gesagt haben: Es starb daran, daß sein Vater ein Webergeselle war. — Eine nähere Erklärung dieser nur dem Ueingeheilten unverständlichen Krankheit wäre überflüssig gewesen.

„Und was das Begräbniß anbelangt“, begann der Arzt nach einer Weile. Die Züge der Frau bekamen einen geängstigten Ausdruck. „So einfach wie möglich, damit es nur nicht viel kostet“, sprach sie hastig.

Der Arzt griff in die Tasche und drückte der Frau eine Banknote in die Hand. Ohne ihr Zeit zu lassen, sich zu bedanken, eilte er ins Freie.

Rings um ihn her standen ebenso ärmliche Häuser, wohnten in ebenso engen, überfüllten Stuben gleich arme Menschen wie die, welche er gerade verlassen hatte. Bevor er in den seiner harrenden Wagen stieg, stand er einen Augenblick still und hob in stummer Klage oder Anklage die Arme zum Himmel empor.

Zur Lage der Kravattennäherinnen in Krefeld.

Wenn eine Kravattennäherin, sauber und nett gekleidet, ja mit modischer Eleganz angethan, das Pack Arbeit im Arm, durch die Straßen Krefelds geht, so wird der mit den Verhältnissen Unbekannte kaum vermüthen, welche Summe von Glend der verhältnismäßig glänzende Schein zudeckt. Wer wird auch gleich daran denken, daß der kleidsame Rock nur angeschafft werden konnte um den Preis mehrerer durcharbeiteter Nächte, daß das Jacket oder Cape neuester Fassung bezahlt werden mußte mit wochenlangem Entbehren und Darben am Nothwendigsten? Kommt ja die wahre Sachlage den meisten Kravattennäherinnen selbst nicht voll und klar zum Bewußtsein, lassen ja diese selbst sich vielfach durch den Schein über ihre traurigen Lebensverhältnisse hinwegtäuschen. Wie die Verkäuferinnen, Schuhmacherinnen u., so sind auch die Kravattennäherinnen — wenigstens in Krefeld — der Mehrzahl nach leider noch mit einem gewissen Dünkel behaftet, der sie blind macht gegen das Glend ihrer Lage, der sie mit einer gewissen Herablassung, um nicht zu sagen Verachtung herabschauen läßt auf die „Fabrikarbeiterinnen“, die in abgetragenen, verwaschenen, unmodernen Fädnchen zur oft unsauberen Arbeit an der Maschine gehen. Und doch wie wenig, wie blutwenig ist dieser Dünkel durch die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Kravattennäherinnen gerechtfertigt! Wie niedrig ist ihr Verdienst, wie ausgedehnt ihre Arbeitszeit, wie kulturunwürdig ist in der Folge der ganze Zuschnitt ihrer Existenz, wie groß ihre Abhängigkeit vom kapitalistischen Unternehmer! Das mögen die folgenden Thatsachen erhärten, Thatsachen, die in nichts übertrieben sind, sondern die in dem oder jenem Zuge nicht einmal den vollen Jammer der einschlägigen Verhältnisse schildern.

Noch vor ungefähr fünf Jahren wurde für das Anfertigen besserer großer Kravatten 2 Mk. 40 Pfg. pro Duzend bezahlt, für das Duzend kleinerer Kravatten der nämlichen Qualität 2 Mk. Gegenwärtig ist der Arbeitslohn für das Duzend großer Kravatten auf 80—90 Pfg., für kleinere Kravatten auf 65 Pfg. gesunken. Die Firma Haasen & Oppenheimer entlohnte noch im vorigen Winter das Nähen einer bestimmten Sorte von Kravatten mit 1 Mk. pro Duzend, heute zahlt sie für die nämliche Arbeit nur noch 65 Pfg. Das betreffende Geschäft steht allerdings in dem Rufe, die schlechtesten Löhne überhaupt zu zahlen. Natürlich ist den Geschäftsinhabern der Ruf gleich, vorausgesetzt daß die Profite fett sind. — Noch ein weiteres Beispiel für die Höhe (!) der Akkordlöhne. Die Näherinnen erhalten für das Duzend einer bestimmten Sorte kleiner Kravatten 25 Pfg., von diesen 25 Pfg. gehen aber 7 Pfg. ab für Watte, bezw. Einlage, für welche die Arbeiterin aus ihrer Tasche aufkommen, und die sie meist bei ihrem Arbeitgeber kaufen muß. Der eigentliche Arbeitslohn stellt sich also pro Duzend nur auf 18 Pfg. Für das Nähen der Bänder, welche zu den Vorsteckkravatten gehören, wurde früher pro Duzend 20 Pfg. gezahlt, heutigentags nur noch 8 1/2 Pfg.

Welchen Tagesverdienst kann eine Kravattennäherin bei den angegebenen Akkordlöhnen erreichen? Im günstigsten Falle, wenn sie durch langjährige Arbeit in der Branche sehr geübt, dabei sehr flink und ausdauernd ist, bringt sie es auf ein Tageseinkommen von 1 Mk. Die Durchschnittsarbeiterinnen bleiben jedoch mit ihrem Verdienst hinter der genannten Summe zum Theil ganz erheblich zurück; sehr viele Kravattennäherinnen verdienen trotz aller Anstrengungen nicht mehr als 65 Pfg. täglich, ja auch das nicht immer. Eine flotte und fleißige Näherin, „der die Arbeit von der Hand geht“, vermag nämlich im Tag kaum mehr als ein Duzend Kravatten besserer Qualität und mittlerer Größe fertigzustellen, und zwar bei einer Arbeitszeit, die von früh 8 Uhr bis Nachts 10 Uhr dauert, also 16 Stunden beträgt. Rechnen wir hiervon auch zwei Stunden an Pausen für Mahlzeiten ab — obgleich die Arbeiterinnen sehr oft solche nicht gönnen, sondern ihr Brot und ihr „Schälchen Bichorienbrühe“ nebenbei, während der Arbeit genießen — so bleibt immer noch ein Arbeitstag von 14 Stunden, von 14 Stunden anstrengenden Schaffens in gebückter Haltung, angespanntester Aufmerksamkeit und für einen Hungerlohn von nicht einmal einer Mark! Um den Verdienst etwas zu vergrößern, beschäftigen viele Näherinnen schulpflichtige Kinder oder sogenannte Lehrlingmädchen, welche die Vorarbeiten verrichten und nicht selten gleichfalls bis in die tiefe Nacht hinein mit Hintansetzung jeder gesundheitlichen Rücksicht mitschaffen müssen. Die nicht als Heimarbeiterinnen, sondern in der Fabrik beschäftigten Kravattennäherinnen haben allerdings dem Schein nach eine kürzere als die angegebene, nämlich die elfstündige Arbeitszeit. Aber auch nur dem Scheine nach. Da sie im Akkord und nicht im Tagelohn

schaffen, so müssen sie angesichts der üblichen Spottpreise Arbeit mit nach Hause nehmen, wenn sie etwas mehr als das Salz zum Brote verdienen wollen. Solange die industrielle Heimarbeit nicht gesetzlich geregelt und unter die Fabrikinspektion gestellt ist, hat das Unternehmertum gewisser Industriezweige reichlich und täglich Gelegenheit, die gesetzlichen Vorschriften über die Länge der Arbeitszeit z. B. mit Füßen zu treten und seiner Profitwuth die Zügel schießen zu lassen. Zur Beleuchtung der Arbeits- und Erwerbsverhältnisse der Krefelder Kravattennäherinnen in Folgendem ein Fall, der nicht etwa vereinzelt dasteht, so kraß er auch ist. Eine Näherin, deren Spezialität in der Anfertigung der Kravattenspäner besteht, verdiente mit vier jungen Mädchen zusammen innerhalb von 14 Tagen bei einer Arbeitszeit von **Morgens 6 Uhr bis Nachts 12, ja sogar manchmal 1 Uhr** und nur einhalbstündiger Mittagspause **40 Mk.** Das ergibt pro Person und pro Woche einen Durchschnittsverdienst von **4 Mk.** Und sogar dieser Verdienst ist nur nominell, in Wirklichkeit erhielten die Arbeiterinnen noch weniger für ihr Nähen. Von ihrer Einnahme sind nämlich die nicht unbedeutenden Auslagen für Nähseide in Abzug zu bringen. Die Näherinnen müssen diese selbst bezahlen, der Herr „Prinzipal“ verkauft sie ihnen, „damit die Arbeiterinnen keine weiteren Kaufereien und den passenden Faden haben“. Wie gnädig! Es hiesse prohenhafte, profitlästernde Unternehmer nach Krefeld tragen, wollte man erst noch hervorheben, daß der „Herr Prinzipal“ auf lohnende, sehr lohnende Preise der Nähseide hält, trotz der betreffenden gesetzlichen Bestimmungen.

Wie günstig die Verhältnisse im Punkte der Ausbeutung der Kravattennäherinnen gerade in Krefeld für das Unternehmertum liegen, das zeigt ein charakteristischer Umstand. Viele Kravattenspänerfabrikanen in dem drei Stunden entfernt liegenden Neuß lassen ihre Waaren ausschließlich in Krefeld anfertigen, weil sie hier niedrigere Arbeitslöhne zahlen, als in dem kleinen Neuß. Der Arbeiterinnen Noth und Darben ist eben der Fabrikanten Vorteil. Für Beurtheilung der Lage der Krefelder Kravattenspänerarbeiterinnen kommt noch in Betracht, daß das Kravattennähen Saisonarbeit ist. Aus den obigen Angaben kann Jeder, ohne Prophet zu sein, schließen, wie es um die Erwerbsverhältnisse der betreffenden Arbeiterinnen während der „stillen Zeit“ bestellt ist. Dieselben spotten dann einfach jeder Beschreibung, und die Näherin, die nicht an der Familie eine Stütze besitzt oder eine andere Beschäftigung findet, hungert im buchstäblichsten Sinne des Wortes oder erliegt vielleicht der an sie herantretenden Versuchung, sich zu prostituiren. In der Prostitution einen Nebenerwerb oder zeitweiligen Erwerb zu suchen, das wird den Kravattennäherinnen vielfach schon durch die Haltung nahegelegt, deren sich ihnen gegenüber die Unternehmer, Direktoren und Kommiss schuldig machen. Diese Herren bethätigen nur zu oft die Ansicht, daß die Proletarierin als Lastthier und als Lustthier zu ihrer Verfügung stehen müsse. Die Androhung der Entlassung aus Lohn und Brot oder das Versprechen besserer Arbeitsgelegenheit hat schon manche Kravattennäherin in Krefeld bestimmt, sich den schwachvollen Anträgen ihrer Vorgesetzten zu fügen. Besonders schlimm sollen in der Beziehung die Verhältnisse in den Kravattenspänerfabriken liegen. Die „Niederrheinische Volkszeitung“ gelangte vor etlicher Zeit in einem Artikel über die Verhältnisse der Kölner Arbeiterinnen zu dem Schlusse, daß diese in Folge niedriger Löhne Gefahr liefen, der Prostitution anheimzufallen. Nun, in Krefeld und überall, wo die Arbeitskraft proletarischer Frauen kapitalistisch ausgebeutet wird, liegen die Dinge genau so wie in Köln. Und wenn es der „Niederrheinischen Volkszeitung“ Ernst ist mit ihrer Sorge für die Sittlichkeit der Arbeiterinnentreise, so wirke sie nur kräftig wie die Sozialdemokratie dafür, daß ein auskömmlicher Erwerb bei sonstigen menschenwürdigen Arbeitsbedingungen die Grundlage für eine sittliche Lebensführung schafft. Wer den Mund sittlich und arbeiterfreundlich spitzt, der mag nur auch sittlich und arbeiterfreundlich pfeifen!

Verschiedene Ursachen haben zusammen bewirkt, daß sich die Erwerbsverhältnisse der Krefelder Kravattenspänerarbeiterinnen in den letzten Jahren so ganz bedeutend verschlechtert haben. Je mehr in der Branche der Fabrikbetrieb und damit die Theilarbeit zur Geltung kam, um so eher konnten sich nichtgelernte Kravattennäherinnen und Lehrlingmädchen jugendlichen Alters selbständig machen, ihr Angebot drückte auf die Löhne. Dazu kam, daß die von der kapitalistischen Entwicklung gezeitigte Verelendung der werththätigen Masse sehr große Kreise Krefelder Proletarierinnen zwang, Erwerbsarbeit zu suchen, statt wie früher der Pflege der Kinder und Führung der Wirtschaft zu leben. Da die Kravattennäherin eine reinliche und dem Anschein nach, nicht etwa in Wirklichkeit, keine sehr anstrengende Beschäftigung ist; da sie ferner als Heimarbeit betrieben werden kann, die Abwesenheit vom Hause nicht nothwendig macht, so wendeten sich sehr

viele Frauen und Mädchen gerade diesem Industriezweige zu. Aus den gleichen Gründen suchten ferner eine beträchtliche Anzahl von Frauen und Töchtern kleiner Beamten, Handelsangestellter, Lehrer zc., kurz Klein- und Mittelbürgerinnen in der Kravattenspänerfabrikation einen Nebenverdienst. So kam ein sehr starkes Angebot von Arbeitskräften zu Stande, und die Löhne für das Kravattennähen gingen tiefer und tiefer herunter, wobei gerade die Schmutzkonzurrenz der nur „nebenbei“ arbeitenden bürgerlichen Frauen eine sehr verhängnißvolle Rolle spielte. Die berufsmäßigen Kravattennäherinnen erfuhren in der Beziehung, was Berufsarbeiterinnen verschiedener Industriezweige allwärts erfahren: die wirtschaftlich verelendenden Kleinbürgerinnen sind zu dünnelhaft, um zuzugeben, daß sie für ihres Lebens Nothdurft arbeiten, und weil sie zu dünnelhaft zu diesem Eingeständniß sind; zu dünnelhaft, um mit dem Unternehmer um den Preis der Arbeit zu rechten; zu dünnelhaft, um Fühlung mit den eigentlichen Arbeiterinnen zu suchen, so werden sie aus Konkurrentinnen Schmutzkonzurrentinnen derselben und drücken die Löhne bis an die Grenze von Hungerlöhnen hinab.

Daß den traurigen Erwerbsverhältnissen der Krefelder Kravattennäherinnen traurige Lebensverhältnisse entsprechen, versteht sich am Rande. Die bessere Kleidung darf in der Beziehung keine falsche Ansicht aufkommen lassen. Die Kravattennäherin mag hungern, mag frieren, mag nie eine Stunde Erholung, nie die Lektüre einer Zeitung oder eines Buches kennen lernen, ja sie mag sich prostituiren, aber „anständig“, d. h. möglichst modisch muß sie gekleidet gehen, wenn sie Beschäftigung erhalten will. Gerade in der Kravattenspänerfabrikation legt der neue Arbeitspersonal ausmusternde Chef großes Gewicht auf die „gefällige und saubere äußere Erscheinung“ der Arbeiterinnen.

Bedauerlich, aber auch geradezu unbegreiflich ist es, daß angesichts einer so erbärmlichen Lage noch nicht größere Kreise der Kravattennäherinnen zum Bewußtsein ihres Elends und dessen Ursache erwacht sind, daß sie noch abseits von der Arbeiterbewegung stehen, keiner schützenden Organisation angehören, kein Verständniß für das politische Leben und die Kämpfe unserer Zeit zeigen. Der Krefelder Arbeiterinnen-Bildungsverein wirkt energisch dafür, in der Beziehung Wandel zu schaffen. Und wenn seine Bestrebungen für Aufklärung und Organisation der Krefelder Proletarierinnen die thatkräftige Unterstützung der politisch geschulten Männerwelt in anderem Umfange als gegenwärtig erhalten, so werden auch die so hart ausgebeuteten Kravattennäherinnen in naher Zukunft in Reih und Glied des kämpfenden Proletariats stehen und in der Folge günstigere Existenzbedingungen erringen.

G. W.

Kleine Nachrichten.

Die Ausbeutung beschäftigungslosen Dienst- bezw. Arbeitspersonals durch Stellenvermittler bildet bekanntlich eines der schwachvollsten Kapitel der schwachvollen Geschichte kapitalistischer Profitgier. Nach den Mittheilungen des „Vereins Dresdener Gastwirthsgehilfen“ erhalten z. B. die Stellenvermittler an Gebühr für Zuweisung eines „dauernden Plazes“: von Köchinnen 12 Mk., Buffetmamsells 10 Mk., Kellnerinnen, Herd- und Zimmermädchen je 8 Mk., Hausmädchen zum Bedienen der Gäste 6 Mk. und Küchenmädchen 3 Mk. Für Zuweisung von Arbeit zur Aushilfe, ganz gleich welcher Art, muß die Stellungsuchende pro Tag 25 Pfg. Gebühr entrichten. Der „Verein Dresdener Gastwirthsgehilfen“ hat einen kostenlosen Arbeitsnachweis errichtet, der in der Zeit vom 1. Juli bis 2. Oktober d. J. weiblichen Arbeitskräften obenangeführter Kategorien durch Zuweisung von 32 festen Stellen 238 Mk. und durch Vermittlung von 219 Tagen Aushilfsarbeit 54,75 Mk. ersparte. Bei den geradezu miserablen Erwerbsverhältnissen des größten Theils des in Hotels, Restaurants zc. beschäftigten weiblichen Personals wird der kostenlose Arbeitsnachweis gewiß sehr angenehm empfunden.

Verkäuferinnen-Elend. Recht erbaulich sind die Verhältnisse in einem Dresdener Schuhwaarengeschäft. Die in dem Geschäft angestellten jungen Mädchen erhalten im ersten Halbjahr ihrer Thätigkeit ein **Monatsgehalt von zehn Mark.** Die Geschäftszeit dauert von früh 7 bis Abends 9 Uhr, Samstags müssen die Mädchen sogar bis **Nachts 11 Uhr** arbeiten. Wann werden den Lohnflavinnen in Hut und Handschuhen die Bestimmungen des Arbeiterschutzes zugute kommen? Und wann wird eine Kommission, bestehend aus Unternehmern und Sittlichkeitsvereinsleuten, die Preisfrage lösen, wie ein Mädchen mit zehn Mark monatlich ihre Existenzkosten bestreiten soll, falls sie nicht von der Familie unterstützt wird?

Wie Dividenden zu Stunde kommen. Die Oshazer Zuckersfabrik ist Tag und Nacht in Betrieb, die Tagsschicht dauert von früh 7 Uhr bis Abends 7 Uhr, die Nachtschicht von Abends 7 Uhr bis Morgens 7 Uhr. Für viele Arbeiter der Fabrik giebt es keine bestimmten Pausen zum Essen. Der Lohn beträgt für Arbeiter und Arbeiterinnen 14—20 Pfennig pro Stunde. Arbeiterinnen werden nur sehr selten mit dem höchsten Satze entlohnt. Wer während der Nachtschicht zum ersten Male schläft, zahlt eine Mark Strafe, wird er zum zweiten Male schlafend angetroffen, so erfolgt seine Entlassung. Die Strafgebühren, welche für bestimmte „Vergehen“ erhoben werden, steigen bis zu drei Mark. Bei solch hochgradiger Auspressung der proletarischen Arbeitskraft muß die Fabrik eine „gedeihliche Entwicklung“ aufweisen, eine gedeihliche Entwicklung ad majorem gloriam Dei, zu Ruh und Frommen des kapitalistischen Profits.

Andwucherung weiblicher Arbeitskraft. Eine Zigaretten-Papierfabrik in Leipzig, welche Arbeitskräfte anwarb, machte einer Arbeitsuchenden folgendes glänzende Angebot: Bierzehn Tage Lehrzeit ohne jede Entschädigung (die Arbeit kam in ein paar Stunden gelernt werden), darauf drei Wochen Arbeit gegen einen Lohn von 3 Mark wöchentlich, später Akkordarbeit. Die Inhaber der betreffenden Fabrik wissen, welcher Weg zum Kommerzienrath führt.

Zu sparagnessicher Enthaltbarkeit sind offenbar die in Buchbindereien und verwandten Berufsgruppen beschäftigten Arbeiterinnen in Glogau gezwungen. Dieselben erhalten nämlich einen Wochenlohn von 4 bis 6 Mark; nur ausnahmsweise gut gestellte Arbeiterinnen bringen es auf einen wöchentlichen Verdienst von 7 bis 8 Mark. Zu dem geschichtlich gewordenen „Kapitalchen“ werden es die Ärmsten wohl trotz aller „Enthaltbarkeit“ nicht bringen. Oder doch, verehrter Vater der Sparagnes?

Eine Reform der rechtlichen Stellung der Frau ist für den Kantone Genf zu verzeichnen. In zwei neuen Gesetzesartikeln wird bestimmt, daß das, was eine Ehefrau durch ihre eigene Arbeit erwirbt, ihr und nicht dem Manne gehört, daß sie darüber rechtsgültig verfügen kann und daß die Gläubiger des Mannes kein Recht haben, Anspruch darauf geltend zu machen. Daß der Erwerb der Frau dem Mann und seinen Gläubigern gegenüber sicher gestellt wird, ist gewiß ein Fortschritt, den wir mit Freuden begrüßen. Aber den anderen, ebenso notwendigen, ja notwendigeren Fortschritt: den Ertrag der Arbeit der proletarischen Frau gegen die Aneignung durch einen Kapitalisten zu schützen, dieser Fortschritt wird durch keine Reform der rechtlichen Stellung des weiblichen Geschlechts bewirkt werden. Er findet seine Verwirklichung einzig und allein durch eine Revolution der wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiterklasse, durch die Zerstümmung der Klassenherrschaft, durch den „Umsturz“ der Gesellschaft aus einer kapitalistischen in eine sozialistische.

Frauenkonferenz in London. Am 26. November trat in London eine Frauenkonferenz zusammen, welche sich folgende Aufgabe stellte: a) Organisation der Arbeiterinnen; b) Spezielle und systematische Umfragen über die Arbeitsbedingungen der Frauen in den verschiedenen Gewerben; c) Sammlung und Veröffentlichung statistischer Daten; d) Abhaltung von Konferenzen zur Diskussion über alle Fragen, welche die materiellen Interessen der Arbeiterinnen betreffen. Wir hoffen demnächst Näheres über diese Konferenz berichten zu können.

Frauenstimmrecht in England. Für die nächsten Londoner Gemeinderathswahlen haben sich auch Frauen unter den Kandidaten gemeldet. Im aristokratischen Viertel der Stadt sollen fünf weibliche Kandidaten aufgestellt worden sein. Was sagt der deutsche ehrsame Jopf dazu?

Weibliche Aerzte in England. Miß G. Winifred Dixon ist für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten an den drei staatlichen Krankenhäusern zu Dublin angestellt worden. Die Universität Glasgow verlieh kürzlich zwei Damen die Grade als Baccalaureus der Medizin bezw. Magister der Chirurgie. Es war dies das erste Mal, daß Frauen für die betreffenden Wissenschaften von einer schottischen Universität Grad und Titel erhielten. Wann werden sich deutsche Universitäten zu der gleichen Vorurtheilslosigkeit entschließen?

Zahlen als Ankläger. Nach genauen Untersuchungen von 2983 Todesfällen von Arbeiterkindern konnte die statistische Gesellschaft von London feststellen, daß 2968 dem Hunger, bezw. der ungenügenden Ernährung geschuldet waren. Diese trockenen Zahlen allein schon erheben gegen die kapitalistische Gesellschaft die furchtbarste Anklage und gleichzeitig sprechen sie ihr ein Schuldig, wie es vernichtender nicht gedacht werden kann. Mene mene tekell

upharsin! Die kapitalistische Gesellschaft, die Tausende, Millionen von Kindern durch die Armuth und Ausbeutung der Eltern dem Verkommen, dem Siechthum, dem Hungertode überantwortet, ist von der Geschichte gewogen und zu leicht gefunden worden. Das Proletariat wird zu geeigneter Stunde das Urtheil der Geschichte an dieser Gesellschaft des straflosen bethlehemitischen Kindermordes vollstrecken.

Dem Vater der Strampel-Annie und gewissen bürgerlichen Frauenrechtlerinnen zur Kenntnißnahme. Der englische Staatsminister des Innern empfing kürzlich eine Abordnung der „Britischen Medizinal-Gesellschaft“, welche die Regierung ersuchte, der steigenden Kindersterblichkeit in den Industriestädten die ernsteste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Von je 1000 Kindern im Alter unter einem Jahre starben 1885 in London 148, im Jahre 1893 jedoch 164; in einem Industriedistrikt der Hauptstadt betrug die Sterblichkeitsziffer sogar 208. Nach sorgfältig durchgeführten statistischen Erhebungen über die Kindersterblichkeit sind von je 100 000 Geburten am Leben geblieben: in den rein ländlichen Distrikten 90 283; in den gemischten Distrikten 83 081; in den Industriestädten 78 197. Auf je 10 Todesfälle auf dem Lande kommen 12 Todesfälle in der Industriestadt. Als Ursache der Erscheinung gab die Abordnung der Medizinal-Gesellschaft an: durch die Industrie wird die Mutter zu früh dem Kinde entzogen. Tausende und Abertausende von Kindern sterben, weil ihnen die mütterliche Pflege nicht zu Theil werden kann. Die Thatsache ist bereits oft genug ziffernmäßig festgestellt worden. Mary hat in seinem „Kapital“ aus den Berichten englischer Fabrik- und Sanitätsinspektoren beweiskräftigste Belege dafür angeführt, daß die kapitalistische Gesellschaft Schaaren proletarischer Kinder zartesten Alters zum Tode verurtheilt, indem sie ihnen die Mutter raubt, um diese als billige werthschaffende Kraft in die Fabrik zu sperren. Die kapitalistische Gesellschaft aber kümmert sich weder um Thatsachen, noch Wissenschaft, noch Menschlichkeit, sie folgt nur ihrem Polarstern: Profit. Nicht einmal einige Stunden des Tages will sie den Kindern die Mutter zurückgeben, wie ihre Weigerung darthut, den Achtstundentag wenigstens zunächst für Frauen einzuführen.

Einen weiblichen Lehrer der Mathematik hat zum zweiten Male die Universität Stockholm. Die Kandidatin der Mathematik, Anna Wedel, Tochter eines höheren Staatsbeamten, ist an die Universität berufen worden und bekam damit das Recht, Vorlesungen zu halten. Bis 1891 hatte Sofie Kowalewskaja die Professur für Mathematik an der Universität Stockholm inne. Sofie Kowalewskaja, die 1891 im Alter von 38 Jahren starb, war bekanntlich nicht bloß eine ausgezeichnete Mathematikerin, sondern auch eine hochbegabte, feingeistige Schriftstellerin, eine Frau von ebenso vielseitigem und umfassendem Wissen, als edlem, selbstlosem Charakter. Sie gehörte der idealistischen russischen Jugend an, welche in den siebziger Jahren den Kampf für Frauenfreiheit und Volksfreiheit führte; bis zu ihrem Tode blieb sie ihren Idealen, den Zielen der internationalen Sozialdemokratie, treu.

Neue weibliche Berufsthätigkeit. Nach Cassell's „Family Magazine“ finden in Newyork mehr als hundert junge, alleinstehende Mädchen und Frauen eine sehr auskömmliche Existenz dadurch, daß sie die Lieblingshunde vornehmer Familien täglich waschen, bürsten, kämmen, ihnen Frühstück „serviren“ und sie eine Stunde lang spazieren führen. Diese Berufsthätigkeit charakterisirt recht sinnfällig den Wahnsinn unserer kapitalistischen Gesellschaft. Die „süßen“ Hundeviecher werden sorgfältig gehätschelt, gepflegt und erzogen. Die „schmutzigen“ Proletarietkinder, deren Mütter durch die Noth, d. h. die Profitgier der Kapitalisten, an die Maschine geschmiedet werden, können dagegen in Wind und Wetter auf der Straße verwahrlosen und verrohen. Aber trotzdem leben wir in der besten und sitzlichsten aller Welten!

Quittung.

Zu Agitationszwecken von den Kieler Genossinnen 50 Mark erhalten zu haben, bescheinigt dankend

Die Frauen-Agitationskommission Berlin.

Zur Beachtung.

Alle für die Berliner Frauen-Agitations-Kommission bestimmten Briefe, Geldsendungen zc. sind zu richten an:

frln. Ottilie Baader, Berlin NO,
Weberstraße 24, Querg., 1 Treppe.